

Alfred Cordes

Heiligabend

Der erste Gouda & Leica Roman

Text © 2013 Alfred Cordes – alfred-cordes.de

Titelbild & Layout © 2013 Hinrich van Hülsen – leotaurus.de

Alle Rechte vorbehalten

Kapitel 1

In meinem Kopf puckert eine Lötstelle. Ein bössartiger Traum verflüchtigt sich wie eine düstere Landschaft aus dem Fenster eines dahinrasenden Zuges. Mein Auge ist schwer wie ein Lot. Als ich es öffne, höre ich ein diffuses Geräusch und schaue schräg von unten auf einen Radiowecker.

Sechs Uhr fünfzig.

Mein Blick streicht schmerzhaft über die rotleuchtenden Zahlen hinweg, rutscht in ein flimmerndes Licht, das jemand unaufhörlich auf die Fensterscheibe projiziert, und die Pflanzen auf der Fensterbank haben offensichtlich aufgehört zu wachsen. Ich erkenne ein Stück von einem Buchrücken: *Erinnerung, sprich*. Wenn das Licht nicht bloß in meinem Kopf ist, denke ich, dann ist es Tag.

Vorsichtig schließe ich das Auge wieder.

Der Wind treibt den Schnee vom Ladogasee über die Stadt. Der zwölfjährige Vladimir Nabokov betrachtet die marionettenhaften Bewegungen des Kutschers. Es gibt Bilder, die brennen sich für alle Zeit in die Hirnrinde ein, die könnte man in den toten Köpfen aufspüren und unter dem Elektronenmikroskop sichtbar werden lassen wie sehr alte Lichtbilder: der Pferdeschlitten kriecht den verschneiten Newskij-Prospekt entlang, und im Buttermilchlicht des verhangenen Wintertages macht der Knabe eine Bewegung der Hand auf das Wasser der Newa wie einen Verweis auf sein künftiges Leben.

Das Geräusch ist offenbar ein dreifaches. Ich öffne beide Augen. Sechs Uhr und fünfzig Minuten. Ich begreife nicht, was das für eine Zeit ist. Erst als ich mich ein Stückchen aufrichte, weiß ich, das ist ein Tag, der einer Nacht gefolgt ist, ich habe geschlafen und geträumt und bin erwacht. Und das alles nicht das erste Mal. Zu meiner Linken findet sich der Nachtschrank mit Büchern und Zeitschriften, ein Glas abgestandenes Wasser, ein Alustreifen Aspirin, ein gelber Brief und der Radiowecker. Dahinter ist das Fenster zur Stadt, auf dem das viele Licht steht. Es ist merkwürdig beweglich und kommt von innen, nicht von außen.

Wahrscheinlich hat mich keines der drei Geräusche geweckt, wahrscheinlich war es das Läuten einer inneren Uhr, die von derselben Vorsehung bestimmt ist wie diese seltsame Koinzidenz von Telefonklingel, Türgong und dem eigenartigen Schnarren des Weckers. Als ich versuche, den Kopf zu drehen, ist er ein eiserner Käfig, durch den der Wind streicht, vergebens bemüht, den üblen Geruch davonzutragen, den ein entsprungenes Raubtier hinterlassen hat. Es kann nicht sein, denke ich, daß ein Wecker auf sieben Uhr gestellt ist, und er beginnt zehn Minuten vor der Zeit zu lärmern.

Die Erinnerung spricht kein Wort. Stattdessen sucht jemand mit einer chirurgischen Motorsäge in meiner Großhirnrinde herum. Es muß etwas geschehen sein, das über die üblichen Betäubungen hinausreicht, eine Stillstandsgeschichte des Bewußtseins wie in der Sekunde der Ohnmacht, und für einen idiotischen Moment glaube ich tatsächlich, ich wäre tot.

Ich schließe die Augen und erkenne, ich stehe vor einem schier unlösbaren Problem. Es klingelt das Telefon. Der Türgong schlägt zum wievielten Male an, und das Geräusch des Weckers ist irgendein Schnarren aus dem laufenden Fernseher. So müßte ich ans Telefon, die Tür öffnen, die Glotze ausmachen, aufstehen sowieso, stehenbleiben ohne umzufallen oder mich zu übergeben, und außerdem wird der Wecker sehr bald wirklich loslärmern.

Als sich meine Augen wieder öffnen, stehe ich splitternackt vor dem Bett. Das Gewicht eines Slips würde mich umreißen. Ich schwanke zur Tür. Da steht jemand, den ich nicht kenne. Mein erster Gedanke ist, dem Fremden die Tür vor der Nase zuzuknallen, dann aber, in einem zweiten Impuls, meldet sich eine Stimme in meinem Inneren und spricht: Der Schein besitzt ein eigenes Sein.

Immerhin scheint mir, als sei dieser Mensch nicht zufällig, nicht eigentlich überraschend da. Bin wohl verabredet, sagt mir eine Peinlichkeit in der Bauchgegend, ein beschämtes Pflichtgefühl, aber ich weiß ums Verrecken nicht, mit wem und zu welchem Zweck. Erst fürchterlich spät, dafür aber um so strafender meldet sich eine höhere Instanz, kleidet mich innerlich in Schuld und rettet die Situation schließlich sehr routiniert.

»Come in«, höre ich mich sagen.

Als ich den Fernseher ausstelle, wird das Telefon unversehens lauter.

»Was um Gottes Willen«, sage ich, »ist das für ein Fernsehprogramm, in dem nichts weiter geschieht, als daß eine Stunde lang ein Wecker schnarrt?«

Auf einem Stuhl finde ich eine Jeans und einen Pullover, streife die Sachen über und öffne die Balkontür.

»Reality-TV«, murmelt die Person, die mit meinem Über-Ich befreundet ist und eben die Wohnungstür ins Schloß drückt.

Die Nachtluft gefriert mir auf der durstigen Zunge. Ich atme sie wie ein Ertrinkender und rieche den kommenden Tag. An mir geht gewiß das meiste vorüber, was einem sinnerfüllten Leben zuzurechnen ist, ich besitze keinen Plan und kaum eine Gegenwart, und wenn die Zukunft gnädig ist, wird sie mir in der Gleichgültigkeit entgegenkommen, mit der die Vergangenheit mich verlassen hat. Meine Sinne sind verschüttet unter Bier und filterlosen Zigaretten, aber eines habe ich aus meiner Kindheit herübergerettet in diese unheilvolle Endzeit: meine Nase für Schnee.

»Es wird heute schneien«, sage ich mit tonloser Stimme.

Das Telefonklingeln erstirbt.

»Und zwar?« höre ich ihn sagen.

Er hat das Telefon aufgenommen. Reicht es mir nun weiter, und ich ahne in diesem Augenblick, die Zukunft nähert sich unerbittlich.

»Wissen Sie, was für ein Tag heute ist?« krächze ich in den Hörer.

Es ist der Bonsai. Ich erkenne ihn schon daran, wie er am Telefon atmet.

»Wissen Sie, wie spät es ist?«

Es ist ihm egal. Bonsai ist mein Boss, Herr Doktor Bornheimer-Resse, Chefredakteur, ein Mensch von einer Wichtigkeit, die sich in jeder seiner Gebärden findet, von einer überregionalen Bedeutung, die in jedem seiner Worte mitschwingt. Wie es Sitzriesen gibt, die einen stattlichen Oberkörper auf zu kurz geratenen Beinen tragen, so ist Bornheimer-Resse ein Passfoto-Riese, unter dessen imposantem Kopf der Körper eines Halbwüchsigen einhergeht. Er ist nicht sonderlich klein. Sein Problem wurzelt eigentlich im Mißverhältnis zwischen seiner wirklichen und seiner eingebildeten Größe. Es sind immer die gleichen Tricks der Kompensation, die stets zu dem selben Ergebnis führen: der Mangel wird deutlich. Die einen versuchen es mit Hochfrisur oder Plateausohle, die anderen weitaus subtiler mit Beleuchtungskniffs oder einer Miniaturarchitektur, die ihnen in ihrer Umgebung eine relative Größe verleiht.

Doktor Bornheimer-Resse indes ist von einfachem Naturell. Er führt lediglich ein lautes Wort und trägt zu diesem Zweck das Kinn stets nach oben gereckt wie ein unsicherer Schwimmer. Seine Proportionen, die weiß Gott nur um ein wenig aus dem ungewissen Rahmen fallen, den man als Normalität begreift, sind das Thema seines Lebens. Jedes

Manöver, jedes Wort, jede Auseinandersetzung wird wenigstens im Hintergrund aus dieser Quelle gespeist, und am Ende definiert sich für ihn jeder soziale Kontakt über ein paar Zentimeter und Prozente. Herr Doktor Bornheimer-Resse ist in der Redaktion eigentlich nur durch seine Stimme präsent, ein wahrhaft überproportioniertes Organ, mit dem er an guten wie an schlechten Tagen seine Mannschaft, so drückt er es gerne aus, wie der Kapitän eines Dreimastschoners durch die rauhe See der Nachrichtenwelt navigiert. Manch einer aus seiner Crew erlebt das anders, und so ist er denn wohl zu seinem Spitznamen gekommen: Bonsai-Macho.

Er fragt mich nach einem Unternehmer vom Westerberg. Wichtige Person, kenne ich nicht, bekomme sowieso nur die Hälfte in meinen zerdepperten Kopf, aber immerhin gibt mir der Bonsai ein kräftiges Stück meiner Wirklichkeit zurück, denn während er auf mich einbrüllt, kehrt das Leben warm in meine linke Hand zurück, und sie fühlt sich an wie bei einem Spiel, das wir als Kinder gelegentlich spielten. Jeder setzte eine gespreizte Hand gegen die des anderen, und wir fuhren mit Daumen und Zeigefinger gleichzeitig über die eigene und die fremde Haut: ein disparates Gefühl, dem wir instinktiv den Namen *Feuer und Wasser* gaben.

»Ja, ja«, krächze ich ins Telefon. »Ich kümmer mich drum, Herr Bornheimer.«

Das Telefonat ist offensichtlich beendet. Ich lege den Hörer auf. Es ist absolut still.

»Wieso wird es schneien?« fragt der Fremde nach einer Weile. Offensichtlich hat er begonnen, meine Wohnung aufzuräumen. Die Domglocken schlagen zur vollen Stunde.

»Scheiße«, sage ich. »Jetzt sitzen wir in irgendeiner Scheiße.«

Der Wecker beginnt zu schnarren. Sieben Uhr.

Er räumt ein paar Zeitschriften auf einen Stapel.

»Es riecht nach Schnee«, sage ich, stelle den Wecker ab und gehe ins Bad. Angesichts des Wasserhahns überkommt mich ein übermächtiger Durst. Mir ist auf einen Schlag fürchterlich schwindelig und übel, und ich weiß, es fehlt das Wasser derart dringend in meinem Körper, daß ich es in diesem Moment vom Bett her oder vom Balkon nicht mehr bis hierher geschafft hätte, sehe mich in die Kissen zurückstürzen oder dreizehn Stockwerke tief hinabfallen, fühle etwas in mir kippen, sich für immer verschließen und spüre doch im letzten Moment, wie es wieder aufgeschwemmt wird, als ich unter den Hahn gerenkt das Wasser in mich laufen lasse wie in einen Eimer.

Im Spiegel sehe ich aus wie ein Ertrinkender, obwohl ich ein Verdurstender bin: die Haare schütter an den bleichen Schädel geklatscht, daß die Ohren wie Seitenflossen noch stärker hervorspringen, das Gesicht gedunsen, die Augen verquollen, die violetten Lippen aufgeworfen, fehlen nur die Schuppen am Hals und auf die Schultern hinab: ein perlmutternes Meeresgetier, ein versoffener Fischkopp.

Unversehens wird eine Anwesenheit spürbar, ein fremdes Wesen ist mit mir in diesem Badezimmer, in das gewöhnlich nicht einmal ein einzelner Erwachsener richtig reinpaßt. Wahrscheinlich ist ein mir Nahestehender soeben tragisch verstorben, seine Seele ist in der Sterbesekunde um den Globus gestrichen und in meine Naßzelle hinein, um mir Lebewohl zu sagen.

Ich wasche den fischigen Blick aus den Augen, trockne die Haut und entdecke auf der Spiegelablage einen merkwürdigen Gegenstand, etwas undefinierbares wie eine Art flexibler Kappe. Ich rieche daran. Kein Gummi. Keinerlei Geruch, aber schlechterdings ein eher weibliches Accessoire. Ich stecke das Ding in die Hosentasche.

Mit einer leeren Sektflasche steht er in meinem Zimmer wie ein Kammerdiener, grinst, und ich ziehe ihn an mich. »Gouda«, flüstere ich und drücke ihn. »Ich weiß nicht, was du hier willst.« Schwankend halte ich mich an ihm fest. Ich brauche dringend Luft, eiskalte, messerscharfe Luft. Ziehe ihn auf den Balkon. Wir schauen auf die erwachende Stadt. »Aber es ist gut, daß du da bist.«

Es gab einst eine grandiose Sommernacht, einen Augenblick kosmischer Harmonie, in dem die Parameter des Wohlbefindens auf einzigartige Weise wirksam waren, unsere Leben, die sich niemals fremd gewesen, hatten in jenem Moment, da es kein Wort mehr zu sagen gab, einen mythischen Gleichklang gefunden. Wir saßen am Fenster, schauten in den anbrechenden Tag, erkannten die Regungen des aufsteigenden Himmels, die Spiegelfläche des Marktplatzes und die schwachen Konturen von St. Bavo wie zum ersten Mal. Der Moment größter Stille war der des größten Glücks. Das ist lange her, aber jetzt, da wir auf dem Balkon stehen, scheint es für ein paar Sekunden wie damals zu sein. Und in meinem Kopf verklingt der Lärm der vergangenen Nacht. Es ist etwas geschehen, von dem ich lediglich weiß, daß es etwas Schmerzliches ist.

»Woran denkst du?« fragt er.

Die Stadt liegt unter uns, als wäre sie das Innere meines Kopfes. Jenseits des Flusses eilt ein grelles Licht zwischen den Häusern davon.

»An einen ganz bestimmten Augenblick in deinem Haus. Das war am Ende einer Nacht. Wir hatten reichlich Genever vernichtet, die Welt in Ordnung geredet, und die Viecher auf den Fensterscheiben haben geflattert wie verrückt. Zum Schluß fiel uns kein Wort mehr ein. Der Schnaps war alle, die Flattermänner klebten still in den Ecken, und der neue Tag brach an, als wäre es der Schöpfungsmorgen.«

Er nickt still.

»Heute morgen habe ich geträumt, daß ich Lino Ventura bin. Ich traktiere mich selbst in einem Polizeirevier, wo ich unter menschlichem Strandgut in einem Gitterkäfig sitze. Als ich erwache, höre ich drei Signale gleichzeitig. Den Wecker, das Telefon und die Türklingel. Und die Zeit steht still.«

»Es gibt den Zufall schon für den, den er trifft«, sagt er und ein Lächeln huscht über sein Gesicht. »Aber eigentlich gibt es ihn nicht. Er ist lediglich Ausdruck der Kreativität des Schicksals.« Er macht eine unbestimmte Handbewegung. »Oder seiner Ironie.«

Gewiß eine geistreiche Bemerkung. Hätte sie nur zu gern verstanden und eine originelle Replik gegeben, doch mein Kopf ist vollkommen verklebt, und ich sehne mich nach der Stille, die noch zwischen den Häusern der Altstadt liegt. Unter uns zeichnen sich matt die Dächer des Gymnasiums ab. Dort bin ich eine lange Zeit zur Schule gegangen. Jetzt stehe ich hier. Bin nicht weit gekommen. Kann bei gutem Wind in der Pause über den Fluß und dem Aufsicht führenden Pauker auf die Halbglatze spucken. Damals war der Schulhof noch nicht geteert, war ein von tausendfachen Pausenspielen festgetrampelter Erdplatz, auf dem wir uns in einer der Kolonnen nebeneinander fanden an unserem ersten Tag in der Anstalt. Die meiste Zeit habe ich durchlitten, er aber war immer so, wie er war. Niemals je einen Deut anders als von vornherein. Hat sich in den Jahren kein Stück entwickelt. Nur großgewachsen. Aber immer schon ein schrulliger Mensch: eigensinnig und geistreich bis zum Zynismus, scharfsinnig und unglaublich loyal. Wäre er damals bei der Einschulung nicht zufällig an meiner Seite gewesen, so stünde er auch an diesem Morgen nicht neben mir.

Es ist, als müßte ich mich Schritt für Schritt durch mein bisheriges Leben denken, um die Erinnerung in das Bewußtsein zurückzuführen, das ich tags zuvor vermutlich noch besessen habe. Mein Name ist Carl Leibnitz. Ich bin Fotograf bei der Zeitung, stehe im dreizehnten Stockwerk auf dem Balkon meiner Wohnung und schaue auf die Stadt, die ich niemals so recht verlassen habe.

»Weswegen bist du gekommen?«

»Wir sind verabredet«, sagt er. Erklärt etwas von einer Hütte im Sauerland und einer Reportage über die Sylvesternacht im Frankfurter Hauptbahnhof.

Ich schaue mich um.

Dieses Hochhaus ist von gravitatischer Unoriginalität, eine städtebauliche Ohrfeige. Der sicherste Ort, sich vor seinem Anblick zu schützen, ist eine seiner Wohnungen. Meine besitzt

das kostspielige Privileg, nach Westen zu weisen, wo sich ein Blick bietet, von dem in der verhangenen Finsternis dieses frühen Wintermorgens nichts zu sehen ist als ein paar streuende Lichter und diffuse Schatten, die sich nur dem vertrauten Auge als die Kirchtürme, die Lehranstalten und bischöflichen Liegenschaften entschlüsseln.

Von den Tennisplätzen her kommt ein Fahrrad, träge, mit schwankendem Licht passiert es den kleinen Spielplatz unterhalb des Walls und hält bei einem Kombi, der unter einer der Straßenlaternen geparkt ist. Es ist eine alte Frau. Sie guckt in das Wageninnere und befühlt die Skier, die auf dem Dachgepäckträger befestigt sind. Dann fährt sie langsam davon.

»Da darfst du nicht stehen, Gouda.«

»Ich störe doch keinen.«

»Das spielt keine Rolle. Die Autos sind das Jagdwild der Stadtväter. Man vertreibt sie nicht, man läßt sie herein, um sie zu jagen. Katz und Maus. Die Polizei wird kommen und deine Karre in einer Schrottpresse liquidieren.«

Ihn fröstelt. Es ist aber nur die bittere Kälte. Er geht in die Wohnung zurück, ich folge ihm und schließe die Balkontür. Die Unordnung im Raum stellt sich als eine erfrischend zuverlässige Erinnerung heraus. Ich nehme ihn in die Arme, wie man ein Kind an sich drückt.

Er ist mein Freund Willem van Duivendal, Sproß einer uralten niederländischen Familie, ein nur bedingt lebensstüchtiger, ungemein gebildeter und liebenswerter Mensch, der immerzu nach Sumatras duftet und Genever. Zuerst haben wir ihn Holländer genannt. Dann Käse, Holländer Käse und schließlich Gouda: de jonge Gouda.

»Ich war so betrunken die vergangene Nacht, daß dieser Morgen wie eine Reinkarnation ist. Ich weiß nichts mehr von meinem vorherigen Leben. Ahne vielleicht, daß ich mich gestern fürchterlich vergriffen habe. Irgendwie vergriffen. Aber ich habe das vergessen. In extenso. Abgebrannt. Der Alkohol hat mir die Erinnerung zerfressen. Alles gelöscht. Storniert.«

Ich löse mich aus seiner Umarmung, er kramt einen Koffer von irgendwoher, wirft ihn aufs Bett, öffnet ihn und schaut sich um, kriecht tatsächlich in den Schrank und sucht in meinen Klamotten herum. Womöglich weiß er von einem Haftbefehl und will mir zur Flucht verhelfen. Oder er hat ihn selbst in der Tasche, und ich habe die lebenslange Freundschaft nur geträumt.

»Es gibt keine zerfressene Erinnerung«, sagt er, hat meinen alten Schifferpullover in der Hand und legt ihn fein säuberlich in den Koffer. »Es ist alles immer da, jedes Bild, jedes Wort.«

Ich begreife nicht recht, was geschieht. Er hält eine Unterhose in der Hand, dreht sie, prüft ihren Zustand nach Kriterien, die mir unbegreiflich sind, nur daß mir klar wird, da ist ein Vater damit beschäftigt, seinem Sohn den Koffer für die Fahrt ins Landschulheim zu packen.

»Die Ereignisse der vergangenen Nacht erscheinen dir verloren, weil sie von einem trunkenen System in den Kopf geschrieben wurden. Es ist aber alles immer da. Es ist nur verschollen, weil es absolut genial verborgen ist.«

»Danke, mein Freund. Das kann ich glauben. Ich hatte nämlich schon gedacht, jemand hätte eine neurochirurgische Kettensäge in meinem Kopf vergessen.«

Er lacht müde.

»Ist auch schon weggefressen, wer eben angerufen hat?«

»Mein Chef.«

»Und?«

»Wegen einer Sache.«

Er sucht in der Kiste, in der ich Strümpfe aufbewahre. Das verletzt meine Intimsphäre stärker als das Gekrame mit meiner Unterwäsche. Ich nehme ihm einen Strumpf aus der Hand und werfe ihn in die Kiste zurück.

»Du mußt meine Wäsche nicht zählen«, sage ich, schiebe ihn beiseite und schließe den Kleiderschrank. »Da fehlt nichts. Mir fehlt's woanders.«

»Wo?«

»In meinem Traum saß eine Hure neben mir auf der Holzpritsche, eines der Geschöpfe, deren Dasein einen einzigen wunderbaren Sinn zu besitzen scheint. Sie war hübsch, war wirklich nett, erzählte mir von der Agentur, die sie zu obskuren Fototerminen schickt, von den seltsamen Abrechnungen und einem Typen, der ihr eiskalte Ravioli auf den Leib geklatscht und sie so fotografiert hatte. Einer ihrer vogelbeerroten Fingernägel war rastlos von meinem Knie bis zum Hüftknochen und zurück unterwegs, und als ich eben dachte, die brennende Spur schneide sich durch meine Jeans ins Fleisch und durch das Rückenmark ins Stammhirn, da stand plötzlich Lino Ventura hinter mir, wohlfrisiert und mit dünnem Mund unter der gewaltigen Nase bitter entschlossen. Er lachte sein rauhes Lachen, griff mich an einem meiner abstehenden Ohren und fragte, weswegen ist der hier? Die Schreibmaschine hörte auf zu knacken. Der Cop erhob sich, flüsterte was, ich lauschte vergeblich. Lino drückte einen Finger in mein Auge. Es brannte, aber ich fühlte nur einen feuchten Kuß im Nacken, da öffne ich ein Auge, gucke schräg von unten auf den Radiowecker und es ist sechs Uhr fünfzig.«

Meine Worte scheinen mein Gedächtnis gewissermaßen wieder zu füllen, allerdings, wie es mir vorkommt, in ein neues Gefäß, eine neue Form. Und aus der vergangenen Nacht findet sich noch immer nicht mehr als ein weibliches Accessoire auf der Spiegelablage meines Badezimmers.

»Kaffee«, sage ich dann.

»Soll ich einen machen?«

»Die Küche ist ein Chaos.«

Ich ziehe Jeans und Pullover wieder aus. Nehme aus dem Koffer Unterwäsche, aus dem Schrank Strümpfe und ein Hemd. Gouda steht die ganze Zeit dabei und betrachtet mich mit zwiespältigem Herzen.

»Was für ein Tag ist heute?« frage ich.

»Samstag.«

»Wir gehen zum Markt, Gouda, zur Kaffeebude.«

Ich trete noch einmal an den Badezimmerspiegel zurück, weil sich eine Metamorphose des Fischkopfes ergeben haben mag, aber nichts weiter ist geschehen, als daß meine Locken sich schütter aufgerichtet haben wie der Tentakelkranz eines uralten, häßlichen Schlammbeißers, der im lichtlosen Grund des Ozeans vegetiert.

»Een kopje koffie, alstublieft«, sagt Gouda und wirft mir eine Lederjacke über.

Die erste Schneeflocke kristallisiert jenseits der Bahnlinie über der Schleuse des Kanals, wird von dem auffrischenden Wind, der an diesem Morgen von Nordwest in die Stadt streicht, in einem Bogen über die Hänge des Gertrudenberges getragen, diesseits des Landeskrankenhauses in einer Kehre über den Fluß und das Priesterseminar gewirbelt, hält über dem First des bischöflichen Palais für einen ewigen Augenblick inne, als müßte sie sich zwischen dem Garten des Episkopus und einem der Gemüsestände in der Nähe des Möserdenkmals entscheiden, aber die warme Luft, die vom Platz aufsteigt, nimmt den Kristall mit sich, drückt ihn gegen die Mauern des Doms, von dessen Vierungsturm ein kalter Wind in den Hexengang fällt, der die Schneeflocke weiterträgt, ausgangs des Korridors, da, wo aus dem Seitenportikus ein Luftzug dem Fallwind entgegenstehen mag,

abermals aufwirbelt, und in einer eleganten Schleife sich senken und in die Tasse fallen läßt, die Frau Broxtermann mir eben herüberreicht.

Ich schaue der Flocke nach, und im Moment des Schmelzens glaube ich ihre kristalline Form in die Spiegelfläche des Kaffees eingeschrieben zu sehen wie die fossile Spur eines frühzeitlichen Gewächses. Ich stelle den Kaffee auf den Stehtisch und schaue mich um. Es ist eine naßkalte, verhangene Luft, die einem unter die Haut und ins Gemüt streicht, ein Tag für die Schwermut, der einem die Sinne paralyisiert, wenn sie denn überhaupt funktionieren. Der Markt ist auffallend ruhig, es sind nur wenige Stände aufgebaut, und kaum ein Mensch ist zu dieser Stunde unterwegs.

An einem Wintertag vor langer Zeit hatte es in der Nacht und bis in den Morgen hinein geschneit, und als wir am Mittag aus der Schule kamen, stand ein hoher Himmel über dem Marktplatz, die Sonne lag sanft auf der verzauberten Welt der verschneiten Stände, zwischen denen die Menschen verummmt und glücklich einherstapften. Es war Gouda, wenigstens in meiner eigensinnigen Erinnerung war er es, der, als wir aus dem Schatten des Hexengangs in das Licht einer wunderbaren Winterlandschaft traten, still lächelnd die Parole ausgab: Schneeballschlacht.

Am Montag darauf stand es in der Zeitung. Eine Glosse über die historische Schlacht auf dem Marktplatz, geschlagen von den Pennälern des Gymnasium Carolinum. Für eine Stunde habe die kindliche Anarchie die Herrschaft besessen über bürgerliche Freiheit und bäuerliche Langmut. Gemeint war vielleicht die etablierte Freiheit und die saturierte Langeweile, die wir keineswegs benennen, immerhin mit mehr oder weniger gezielten Schneebällen treffen konnten und eine amüsierte bis empörte Anteilnahme erwecken. Es gab über mehrere Wochen eine Leserbriefdiskussion, auch gelegentliche Polizeipräsenz auf den folgenden Wochenmärkten, der Bestand der innerstädtischen Demokratie stand zuweilen in Frage, und eine Krieg-und-Frieden-Rede aus dem Rathaus schürte nur die Emotionen, die sich schon nicht mehr aus ihrem ursprünglichen Gegenstand nährten, sondern sich längst selbst genügten. Erst nachträglich spürten wir jenseits der Lust, ganz einfach über die Stränge zu schlagen, etwas von jener *juvenilen Domsfreiheit*, von der im Leserbrief einer Studienrätin die Rede war. Unser Klassenlehrer fand damals eine Vokabel, um den Tenor dieses Briefes zu charakterisieren: augenzwinkernd. Verstanden haben wir das kein Stück, obwohl wir doch künftig zur Elite der Stadt gerechnet werden durften. Aber das verstanden wir.

Mir kommt plötzlich der Gedanke, ich könnte inzwischen, einige Erdzeitalter später, für dieselbe Zeitung augenzwinkernde Fotos machen. Bei einer Vernissage hat vor kurzem ein Kunstbeflissener davon gesprochen, es finde sich in meinen Fotografien die Ironie der Realität wie die unsichtbar fixierte Schicht des Lichts. Ich habe diese Behauptung bis heute nicht verstanden, ist wahrscheinlich nur eine ebenso manierierte Allegorie wie das anonyme Wort von der juvenilen Domsfreiheit. Denn zuallererst war es nichts anderes als ein ausgelassener Jux, dessen aufgeregte Wirklichkeit wir mit vielen stolzen Worten in unsere Legendenwelt überführten, als wir uns in der Straßenbahn die zerfrorenen Hände wärmten. Vielleicht aber war es doch mehr. Vielleicht war es was, das wir damals nicht verstehen konnten, nur erleben.

An diesem Morgen indes ist mein Hirn der Erinnerung ausgeliefert wie verbrannte Haut dem Salzwind. Ich sehe Gouda aus dem Hexengang treten und die Parole geben. Er hat in diesem Augenblick gewiß nicht nur die Möglichkeit eines epochalen Juxes gesehen, er hat die tiefere, die anarchische Bedeutung der Schneeballschlacht begriffen, den Tanz auf dem schmalen Grat der Ironie. Immerhin ist er Brillenträger. Schickte uns als seine euphorisierten Krieger in den Feldzug, hat sich als Kriegsberichterstatte am Rande der Schlacht aufgehalten, sich an unserer Besinnungslosigkeit berauscht, oder daran, wie sicher er sie vorausgewußt hatte.

Frau Broxtermann reicht die zweite Kaffeetasse rüber.

»Käsebrötchen, Herr Leibnitz?«

Mit ihrer Tochter steht sie seit ewiger Zeit am Samstagmorgen in der Kaffeebude unter der Kreuzigungsgruppe der Gymnasialkirche, verteilt bei jedem Wetter Kaffee, Tee und belegte Brötchen unter das Marktvolk wie die Schwester eines barmherzigen Ordens. Manchen Leben wird niemals die Frage nach dem Sinn gestellt.

»Heute nicht, Frau Broxtermann. Danke.«

Sie zaubert den Menschen, die sich fröstelnd um ihren Tresen drängen, die einfachen Dinge, die einfachen Worte. Es sind seit Jahrzehnten festgeschriebene Dialoge, die das Wetter, das Frühstück und die sich ändernden Zeiten betreffen. Und Geschäfte und Krankheiten, von denen man in geschwätziger Diskretion spricht.

»Weißt Du noch, Gouda, die Schneeballschlacht...?«

Er schaut sich um und zwinkert versonnen mit einem Auge. Er steht da, wie ich ihn ein halbes Menschenalter kenne, der alte, der junge Willem beim Kaffee auf dem Marktplatz in naßkaltem Wetter, der Rücken schon immer ein wenig rund, der Wind spielt mit den kurzen Haaren, die Schläfen und der Bart schon längst mit grauen Strähnen durchsetzt, die Lippen womöglich dünner geworden, die Haut eigentlich noch immer jungenhaft glatt, die Augen hinter der Nickelbrille gewiß tiefer in den Kopf zurückgewichen, daraus aber derselbe wache, vorsichtige Blick: immer eine Spur skeptisch, und dennoch nicht verschlossen, eher Ausdruck einer Zurückhaltung, die einer klugen, einer natürlichen Vornehmheit entspringen mag.

»Augenzwinkernd«, sagt er.

»Hast du damals eigentlich mitgemacht, Gouda?«

Er wärmt sich die Fingerspitzen an der Kaffeetasse.

»Mitgemacht?« fragt er amüsiert. »Ich war gewissermaßen der Schöpfer des epochalen Renaissancegemäldes: Der Aufstand der Jugendlichen vor dem ehrwürdigen Dom eines bitterkalten Markttag im Februar des siebzehnten Jahres des Episkopats Wilfried des Frommen. Es war eine ingeniose Apotheose auf das Ende der unbelasteten Nahrung, eine allegorische Vorwegnahme eisiger Zeiten, des Niedergangs von schadstoffarmen Kopfsalat und Kirchensteueraufkommen.« Vorsichtig nimmt er einen ersten Schluck aus der Tasse, setzt sie ebenso behutsam zurück und grinst mich an. »Schneebälle, falls du darauf hinauswolltest, habe ich allerdings nicht geworfen.«

»Brillenträger«, murme ich mit Verachtung. Seine Stimme indes hat sich ausgesprochen wohltuend auf meine verwundete Erinnerung gelegt. Sie ist dieselbe geblieben. Besitzt seit jener Zeit ihren warmen Klang, ihr ruhiges Maß, und die Worte, die er spricht, die unbestechliche Seriosität und Bildung werden immer ein Stück weit ironisch gebrochen durch seinen niederländischen Akzent. Ich zahle den Kaffee bei Frau Broxtermann.

»Warum ist nichts los?« frage ich sie.

»Es ist Heiligabend.«

Mir scheint, davon habe ich schon einmal gehört. Ich schaue mir die Jacke näher an, die ich trage. Eine verschlissene Lederjacke. Es kann sein, daß sich in der Innentasche ein Kalender findet, ein blaugraues Ding mit weißen Streifen und metallischen Ecken. Wenn man ihn aufschlägt, muß sich auf einer Doppelseite eine Woche finden, drei Tage links, Montag, Dienstag, Mittwoch, vier Tage rechts, für das Wochenende ein einziges Feld. Und wichtige Ereignisse sind mit rot gekennzeichnet, Urlaubstage, Preisverleihungen. Alexandras Geburtstag vielleicht noch. Immerhin kann ich die ersten drei Wochentage aufzählen. Fehlerfrei, wie mir scheint. Ich taste in die Innentasche. Da ist etwas, daß sich anfühlt wie ein blaugrauer Kalender mit weißen Streifen und metallischen Ecken.

»Das wäre dann der 24. Dezember.«

Ich ziehe den Kalender hervor, und er ist einer. Blättere ihn auf und schaue hinein wie jemand, der das erste Mal in einen Kalender schaut.

»Da steht nichts«, sage ich enttäuscht.

»Müßte aber.« Gouda trinkt den Rest aus seiner Tasse und setzt sie auf den Tresen.
»Zwanzig nach sieben. Kaffee mit Willem auf dem Markt.«

»Ich habe vergessen, was gestern war. Komplett vergessen. Und die Nacht. Irgendetwas hat mich angerührt.«

»Hast du vor einer Viertelstunde veranschaulicht.«

Beim 23. Dezember steht was. Eine arge Kritzelei, ein Kürzel wie *SCH-I* und ein Name, Buschmann oder so ähnlich und die Uhrzeit: 18.00 Uhr. Und es ist da eine Eintragung offensichtlich für den Abend, nur ein einziges, rätselhaftes Wort: *Coquinari*.

»Coquinari«, sage ich und stecke den Kalender wieder weg. Die Tasse gebe ich mit den besten Wünschen für die Weihnachtsfeiertage zurück, Frau Broxtermann trällert einen Wunsch retour, und mir scheint für diesen Moment alles repariert, alles im Lot, der Dom in der Mitte der Stadt, ich in seinem Schatten immerhin aufrecht und mit einer ganzen Reihe von Leuten in meinem Kopf, die ich kenne.

»Was ist das, Gouda, Coquinari?«

»Eine Kochkunst oder so...«

Im Hexengang halte ich ihn am Mantel fest.

»Kochkunst? Ich habe da einen Kalender mit merkwürdigen Terminen in meiner Jacke, der gehört einem Fremden mit einer Kritzelschrift und dennoch kann ich mich nicht von der Idee befreien, daß es vielleicht mein eigener sein könnte.«

»Vielleicht ist es ja die falsche Jacke.«

Eine Frau mit zwei Einkaufskörben kommt schnaufend vom Markt, drängt uns gegen die Mauer und die schmiedeeiserne Einfriedung, welche die ehrwürdige Domäne des Doms vor dem Hexengang schützt. Für diesen Augenblick spüre ich das Metall des Zauns an meinem Hals wie die bedrohliche Kälte einer Messerklinge, und abermals überfällt mich die Erinnerung lebendig und angriffslustig wie eine Raubkatze: als hätte ich die Bilder, die mir vor Augen stehen, tags zuvor tatsächlich erlebt, als würde man mich eben an den Staketenzaun des bischöflichen Besitztums binden, mit einem Kälberstrick um den Hals an das spitzige Eisen, als wäre ich selbst der Schneider Lenethun, den man noch an diesem Tage vom Leben zum Tode zu bringen beabsichtigt.

In anderer Zeit ist er der Wortführer gewesen einer allgemeinen Unzufriedenheit über weltliche und geistliche Privilegien in der Stadt. Steht jetzt von einer eisenbewehrten Landsknechthand stillgehalten ans kalte Schmiedeeisen gebunden, um in der Kälte jenes Morgens vor fünfhundert Jahren den Introitus Konrad des Dritten abzuwarten, der eben durch die Bischofstür seinen Dom betritt, das Haupt in Andacht auf die Hände geneigt, umflogen von einem rotvioletten Geschwader, die Frühmesse zu lesen, in der er eine bittersüße Fürbitte für die Seele des Verurteilten sprechen wird. Für einen Atemzug stehen sie da, der aufständische, vielleicht nur großmäulige Schneidermeister und seine Häscher. Und der kalte Wind, der allzu arg in den steinernen Schlauch drückt, nimmt ihnen den Atem. Zwischen dem Schmerz und der Schande indes, unter der Last der Erwartung aller Folter, aller Ächtung fällt der Blick des Todgeweihten auf eine Magd im Schatten des Winkels, den der Hexengang in seiner Mitte bildet, fühlt ein nie gekanntes Weltensehnen, träumt sich in der Ruhe des Säuglings, der sein Leben vor sich hat, auf die weiße Haut der jungen Schenkel, bettet das müde Haupt auf das frische Moos und haucht einen zarten Kuß in die warme Tiefe, ahnt die Verheißung, besitzt die Erfüllung im Versprechen. Ehe sein Herz es versteht, schlägt aber sein Kopf nach hinten gegen die metallene Lanze. Ein schwerflüssiger Blutstropfen quillt auf das Eisen, wo er spürbar bleibt, lange nachdem der Schneider auf dem Richtblock sein Leben gab.

Ich knibble an der aufspringenden Farbe des Zauns und lege unter mehreren Schichten das Blut des Schneiders frei. Es gibt sich den Anschein von Rostschutzfarbe, und ich ahne, daß die Imagination des mittelalterlichen Schneiderblutes möglicherweise aus einer jüngsten Vergangenheit stammt und von einer höchst lebendigen Schneiderin.

»Die Erinnerung ist eine Katze«, sage ich, »eigensinnig und verlässlich zugleich, zuweilen lange verschwunden, daß man glaubt, sie kehrte nie zurück. Aber sie existiert. Eines Tages steht sie dann vor der Tür, streicht einem um die Beine, findet ihren alten Platz und schnurrt behaglich, wenn man sie krault.«

Mir ist, als hätte ich eben einen ersten Fuß in ein verfallenes Haus gesetzt, das der umliegende Garten längst in Besitz genommen, die Menschen im Ort vergessen haben, und dennoch weiß ich mit dem ersten Schritt in sein Inneres, ich habe noch gestern hier gewohnt.

»Sie ist wie ein Satellit.« Goudas Hände springen aus den Manteltaschen wie Vögel, die er dressiert hat, in anschaulichen Figuren zu flattern und schweben, wenn der Meister grundsätzliche Erklärungen gibt. »Er begleitet seinen Heimatplaneten entweder in gleichbleibender Distanz, ein zuverlässiger Trabant, der auch nach Jahrzehnten die Signale des ersten Augenblicks sendet, oder es gibt eine Kraft in ihm, die ihn seiner Herkunft entfernt, allmählich auf einer spiralförmigen oder blindlings auf einer wegstürzenden Bahn in das Universum des Vergessens. Zuweilen kehrt der Satellit in seinen Ursprung zurück, wo er verglüht, zerschmettert oder auf sonst eine endgültige Art verändert wird. Seine Fluchtbahn kann aber auch eine elliptische sein, so daß es zu einer Wiederbegegnung kommen kann. So geht es mir mit der Geschichte von der Schneeballschlacht. In diesem Moment besitzt die Erinnerung dieselbe Evidenz und Farbigkeit wie damals die Voraussicht auf die Wirklichkeit. Ich stand an diesem Fleck, schaute auf den verschneiten Marktplatz und sah das Schlachtengemälde. Womöglich war die Ahnung selbst eine Erinnerung.«

Er entläßt die Papageien zurück in die Taschen, und ich denke von einer sonderbaren Rührung erfaßt, Herrgott, ich liebe diesen unmöglichen Menschen. Wie er im zugigen Hexengang steht und seine sinnfälligen Gebärden macht, Bewegungsschwünge seines weichen Körpers, die er einstudiert hat vor beinahe einem halben Jahrhundert im Schatten der Bavokirche in eifernden Disputen mit anderen niederländischen Rotznasen, oder mit sich selbst in widerstreitende Monologe verstrickt am langen Strand von Bloemendaal aan Zee.

Da fällt es mir ein. Schneider, ein gutes Dutzend tapfere Schneiderlein, durchaus nicht nadeldünn und fadenstumm, hatten sich bei grünem Kohl, fetten Würsten und reichlich Bier unter einem Gewölbe versammelt, um die Weihnachtsfeier der Schneider-Innung zu begehen. Und der Name des Obermeisters war Buschmann oder ähnlich gewesen, ich sehe ihn noch reden vor den bunten Scheiben des Wirtshausfensters, als wäre die Zeit in der Epoche der Zünfte stehengeblieben, und die stolzen Handwerksmeister eben im Begriff, mit stolzen Worten darüber hinwegzulärmen, daß einer der Zunftbrüder künftig nicht mehr unter ihnen weilen wird: der Schneidermeister Lenethun.

Das Bild habe ich nun so scharf in meinem Kopf wie es hoffentlich in meiner Kamera zu finden ist. Es ist einer jener Aufträge gewesen, die wir *One-man-Stands* nennen: ein vom Veranstalter mitgelieferter Text, die Namen der Teilnehmer, die Amt oder Würde besitzen und ein nicht zu sehr verwackeltes Foto, auf dem die Protagonisten vorteilhaft abgelichtet sind: also möglichst grinsend.

»Gestern war ich bei den Schneidern. Zünftiges Grünkohllessen abgelichtet. Es ist ein Handwerk, das es eigentlich nicht mehr gibt. Geblieben sind sentimentale Rituale und ein Rest von Protektionismus. Es geht den Kleidermachern an ihre Röcke, sie stürzen massenweise in den Abgrund der sich beschleunigenden Zeit.«

»Und mit ihnen jede Tradition.«

»Gestern war ich bei den Schneidern und habe sie abgebildet wie sie in einem Gasthof die kleine Macht begießen, die sie sich mit Nadel und Faden zusammengeflickt haben. Aber danach, was war bloß danach?«

Ich hole den Kalender nochmal raus.

»Coquinari. Mehr steht da nicht.«

Er schaut mir über die Schulter.

»Kochklub?«

Ich schüttele den Kopf. Es tut weh.

»Laß uns gehen, Gouda, dieser Ort ist grauselig kalt.«

Ausgangs des Hexengangs bleibt er am Eingangstor des Carolinum stehen.

»Das ist auch so ein festes Bild«, sagt er, macht Anstalten, den Schulhof zu betreten, um mir den Moment zu erklären, in dem wir zum ersten Mal das Gymnasium betreten haben, um für neun bittere Jahre die humanistische Bildung zu löffeln.

»Wo kommst du heute her?« frage ich und ziehe ihn an seinem Mantel weiter. »Aus Haarlem?«

»Nein, gestern. Heute Nacht war ich bei der Verwandtschaft.«

»In Mettingen?«

Er nickt und schaut von der Brücke auf den Fluß. Gelegentlich kommt eine Schneeflocke getrieben, scheint sich im Flug schon ein wenig nach der Strömung zu neigen, noch ehe sie mit dem Wasser verschmilzt.

»Was war am Telefon?« fragt er nach einer ganzen Zeit.

»Herr Doktor Bonsai.«

»Dein Chef?«

»Bornheimer-Resse«, sage ich. »Mein Chef. Sie tun mir leid, hat ihm mal ein Redakteur gesagt, den er eben entlassen hatte. Sollte Ihnen jemals eine Kollegin zärtliche Gefühle entgegenbringen, so werden Sie niemals erfahren, ob es wegen Ihres Amtes geschieht oder wegen Ihrer Statur.«

»Und?«

»Er hat ein Problem. Wir müssen erst eine Adresse abklappern, Gouda, bevor es ins Sauerland geht. Oder zwei.«

»Wie lange?«

»Ein Stündchen.«

»Oder zwei.«

Kapitel 2

In Goudas Wohnung hängt neben dem Fenster zum Marktplatz ein Gemälde, das den Blick aus ebendiesem Fenster auf De Grootte Markt und die Bavokerk zeigt. Es ist gegen Ende des 17. Jahrhunderts von einem seiner Vorfahren in Auftrag gegeben worden, und die ruhige Sicht auf die stille Schönheit von Architektur und menschlichem Leben, in dessen Zentrum unbestritten die schlichte Größe der Basilika steht, die dennoch den Bürgerhäusern, der Weite des Marktplatzes und den gemessenen Bewegungen der Menschen, die ihn durchschreiten, großzügig Raum gibt, dazu das warme Licht, das durch die schwerelosen Wolken auf die Szene fällt, die Harmonie der Komposition und der augenfällige Sinn, der den Menschen und Dingen innewohnt, versinnbildlicht das, was die Niederländer als den neuzeitlichen Ursprung ihres Wesens begreifen: das Goldene Zeitalter.

Die Duivendals haben ihre Familiengeschichte in den vergangenen Jahrhunderten um diesen Marktplatz herum gelebt. Im Jahre 1586 waren sie aus Flandern nach Haarlem gekommen, in einem Nachen ein paar Habseligkeiten, im Herzen einen unerschütterlichen Glauben und die Hoffnung, ihn im Schutz der St. Bavo-Kirche unbehelligt ausüben zu dürfen. Zunächst waren sie in allerlei Diensten, arbeiteten als kleine Händler oder fuhren zur See.

Während in der Nachbarschaft ein dreißigjähriger Krieg tobte, der Europa paralyisierte, um am Ende nichts zu erreichen als eine Umverteilung der feudalen Macht, führten die Niederländer einen achtzigjährigen Aufstand gegen die spanische Herrschaft, vereinigten ihre Provinzen zu einer Republik und entwickelten eine einzigartige wirtschaftliche und kulturelle Blüte. Die Duivendals fuhren zu diesen Zeiten baltisches Holz und Getreide über die nördlichen, Gewürze und Tabak über die südlichen Meere, ließen sich in Batavia ebenso nieder wie in den Sesseln der Vereinigten Ostindischen Compagnie, handelten mit Textilien, Bier, Schiffen und Kapitalanlagen auf deren Fracht. Duivendals waren Tuchmeister, Vorsteher und Prüfbeamte, dienten in der Bürgerwehr und unter den Oraniern, ihre Kinder wurden in St. Bavo getauft, und eines Tages kauften sie vis-a-vis der Grootte Kerk ein Haus am Markt, in dem bis heute der letzte Sproß der Dynastie lebt: mein Freund Gouda.

Die Reste des Familienimperiums hat er lange veräußert, hat sich, wie er sagt, freigekauft von der Last der Genealogie, um die Schätze der Tradition zu wahren. Neben ihm gibt es niemanden in direkter Linie, nur ein paar zerstrittene Cousins, die nicht einmal mehr seinen Namen tragen, allenfalls die lächerliche Hoffnung, sich doch noch ein Stück aus einem Kuchen schneiden zu dürfen, zu dem sie nicht eine einzige Rosine beigesteuert haben. Und wenn nicht wider Erwarten und gegen alle Wahrscheinlichkeit der letzte der Duivendals doch noch einen allerletzten zeugt, wird die Dynastie der Handelsfahrer und Kaufleute nach mehr als vierhundert glanzvollen Jahren dereinst ihr stilles Ende finden.

Eine gute Tradition, sagt er, findet auch ein gutes Ende.

Als vor einiger Zeit der vorletzte Nachfahre des Imperiums, Goudas Großvater David Hendrick in seiner seeländischen Residenz auf der Insel Schouwen-Duiveland nach einer Seezunge, einem Glas Portwein, einer leichten Zigarre und einem vierundachtzigjährigen erfüllten Leben in seinem Sessel mit Blick auf die Segelboote, die im Abendlicht von der Schelde hereinkamen, still entschlafen war, zeigten sich die angeheirateten Erbschleicher erschüttert, hüllten sich in untröstliche Trauer wie feixende Sextaner hinter tragischen Theatermasken, doch der Enkel Willem brachte den Verstorbenen mit Würde unter die Erde. Am Grab des Alten sprach er von dem Verlust und der Freude. Verloren sei die letzte

Verbindung zu den Ursprüngen der Familie, verschieden der genealogische Sinn, der bis zu diesem Tage eine Verbindung besessen habe bis zurück ins 16. Jahrhundert. Mit wenigen Worten entlarvte er die Trauer der Sippschaft als Eigensucht, freute sich mit dem Großvater, welcher ein gesundes, arbeitsreiches Leben er gelebt habe, das Glück gemischt aus Sinn, Liebe und einer stets evidenten Endlichkeit. Dieses Glück habe sich nun vollendet in seinem stillen Dahinscheiden. Und sollten sich in die hochfahrenden Hoffnungen der Trauergäste bei seinen Worten erste Zweifel eingeschlichen haben, so wurden sie in den folgenden Wochen rasch Gewißheit. Willem löste die Reste des Imperiums auf, gab den Großteil des Vermögens in eine Stiftung und behielt lediglich das Haus bei der Bavokirche.

Nichts zeigt die Wirklichkeit erbarmungsloser als ein Rasierspiegel. Überhaupt scheint das Elend erst über den Menschen gekommen zu sein, als er sich in seinem Spiegelbild wiedererkannte. Als ich aus der Dusche steige, ist das Elend jedenfalls offensichtlich, spiegelt sich aber nicht nur in der dumpfen Fischgesichtigkeit mit dem wegdriftenden Tiefseeblick, manifestiert sich nicht allein in den Locken, die nun klatschnaß meine Glatze marmorieren. Das und die abstehenden Ohren, der gottverdammte Durst und das erbärmliche Ziehen und Drücken und Absterben überall in meiner irdischen Hülle, das alles ist nur die Vorhölle.

Das Schlimmste ist das Loch in meinem Kopf. Da ist in dieser Nacht ein fettes Projektil durch meinen Schädel gezischt und hat mich teuflischerweise nicht ganz einfach erledigt. Natürlich weiß ich Bescheid. All die technischen Daten meiner Biographie sind als erste in den Kopf zurückgekehrt. Da ist aber eine ganz spezielle, eine gewissermaßen gezielte Amnesie, was die Vergehen der vergangenen Nacht angeht. Und die größte Qual ist nicht die Angst, irgendwo eine peinliche Schleifspur hinterlassen zu haben, größer ist die Furcht, den Übertritt in ein anderes Leben, was immer nur ein besseres sein müßte, verpaßt zu haben. Und in meinem Zimmer sitzt der letzte Protagonist der Ehrwürdigen Gewürzhändler-Compagnie auf der Bettkante und liest Nabokov.

»Hör dir das hier an«, sagt er. »Du kannst ihn aufschlagen, wo du willst. Setz deinen Finger auf einen Absatz und findest garantiert einen Bezug zu deinem Leben.« So liest er mir, während ich in meinen Sachen krame, aus Nabokovs Erinnerungen: »Auf dem Glas eines Diapositivs war eine Landschaft verkleinert, und das beflügelte die Phantasie; unter dem Mikroskop war ein Insektenorgan zu nüchternem Studium vergrößert. In den Größenverhältnissen der Welt, so scheint es mir, gibt es einen feinen Punkt, wo sich Phantasie und Wissen treffen, einen Punkt, den man erreicht, wenn man Großes verkleinert und Kleines vergrößert, und der seinem Wesen nach künstlerisch ist.«

In der Tasche meiner Jeans stoße ich wieder auf dieses Ding.

»Scheint mir eher ein Plädoyer für die Mittelmäßigkeit zu sein«, sage ich und überlege wahrhaftig, was die seltsame Kunststoffkuppel vom Umfang einer Zitronenscheibe mit Nabokovs Überlegungen zum Makromikrokosmos zu tun haben kann. Auf jeden Fall scheinen sich in meiner Hand Phantasie und Wissen zu treffen.

»Mach noch einen Versuch, Gouda!«

Er dreht den Blick weg, schlägt das Buch auf und setzt den Finger auf eine Seite.

»In der Kindheit verstehen wir viel von Händen, denn sie leben und schweben in unserer Höhe; die von Mademoiselle waren wegen des froschartigen Glanzes auf ihrer straffen, mit braunen Altersflecken gesprenkelten Haut wenig angenehm. Vor ihrer Zeit hatte kein Fremder je mein Gesicht gestreichelt. Mademoiselle dagegen hatte mich völlig überrumpelt, als sie mir zum Zeichen spontaner Zuneigung die Wange tätschelte. Alle ihre Angewohnheiten kommen mir wieder in den Sinn, wenn ich an ihre Hände denke. Ihr Trick, den Bleistift eher zu...«

»Du hast Recht.«

Ich glotze auf das Ding in meiner Hand. Er hat Recht. Da gibt es einen Zusammenhang zu den Worten, die er gelesen hat, unbedingt, ich spüre es körperlich, aber es wehrt sich etwas in mir gegen eine Erinnerung, auf die ich keinen Zugriff besitze.

»Wir existieren nur in Kreisen«, sagt er, »und die Auflösung der Widersprüche findet sich immer nur in der Mitte. Wie die Stille im Auge des Taifuns.«

»Was ist das?« Ich setze mich neben ihn auf die Bettkante und halte ihm das Ding auf der ausgestreckten Hand hin.

»Das ist ein Pessar.«

»So.«

»Ein Intrauterinpeppar, um genau zu sein.«

»Etwas eher Weibliches.«

»Es ist per se nicht weiblich, aber es dient eher dem Weibe. Obschon...«

»Wozu..?«

Er klappt das Buch zu.

»Mit wieviel Frauen hast du in deinem Leben geschlafen, Leica?«

Das Lächeln beginnt bei ihm stets in den Augenwinkeln, wo es schon diverse Fältchen hinterlassen hat, die sich ansonsten auf seiner alterslosen Haut kaum finden lassen. Er besitzt im übrigen kein sonderlich markantes Gesicht, eher ein bäuerlich rundes, mit einer Kartoffelnase, und mit dem kurzen, graumelierten Bart über den wohlgenährten Wangen sieht er ein wenig aus wie einer der Offiziere der Haarlemer Bürgerwehr, die Franz Hals grandios verewigt hat.

»Du solltest deine theoretischen Kenntnisse vertiefen«, sagt er.

»Immerhin«, gebe ich zur Antwort, »scheine ich praktisch vorangekommen zu sein.«

»Nicht zwingend.«

»Offensichtlich war aber doch eine Frau in meiner Nähe. In intimer Nähe sozusagen.«

»Wie kommt es in deine Jeans?«

»Hab ich selbst reingesteckt, es lag im Bad.« Ich bin stolz und froh, mich wenigstens daran so glasklar zu erinnern. »Aber dort hat sie es offensichtlich vergessen.«

»Ja und?«

»Hätte sie es nicht besser benutzt?«

Er legt den Nabokov auf den Nachtschrank zurück und klopft auf den Wecker. Acht Uhr zwei. Ich schlüpfe in die Jeans, und als ich mein Hemd zuknöpfte, ist mir, als wäre ich in eine Zeitschleife geraten. Immerhin habe ich das sichere Gefühl, mich an diesem Morgen zum dritten Mal anzuziehen. Und da draußen ist die Sonne noch immer nicht aufgegangen.

Gouda erhebt er sich umständlich und schaut aus dem Fenster.

»Was aber«, sagt er, »weiß der Mensch von den Zusammenhängen seines Schicksals?«

Seine metaphysischen Darlegungen besitzen oft ebenfalls eine Art verhütender Funktion, sind dann dazu da, einer klaren Antwort aus dem Wege zu gehen: quasi Antikonzeptiva des Geistes. Jetzt steht er dreizehn Stockwerke über den Niederungen des Stadtlebens, wenn ich ihn allerdings vom Balkon stürzte, bliebe ihm ausreichend Zeit, sein Schicksal philosophisch zu beschreiben. Aber er fragt nach dem Telefonat.

»Was wollte dein Chef?«

»Eine Privatsache.«

Ich sitze noch immer auf der Bettkante. Mein Blick klebt auf dem Nachtschrank fest. Da ist ein Loch zwischen den Büchern und Zeitungen, zwischen dem Glas Wasser und dem

Streifen Aspirin. Es ist das Loch aus meinem Kopf. Es hat sich verselbstständigt und aus einem völlig unerfindlichen Grund auf den Nachtschrank appliziert. Es ist nicht das Loch aus meinem Kopf. Es ist sein Zwilling und korrespondiert auf eine geheimnisvolle Weise mit meinem perforierten Hirn. Es fehlt etwas. Ich sehe neben dem Glas Wasser einen Gegenstand stehen, ohne ihn zu erkennen.

»Fotos? Von der Bescherung?«

»Nein, da ist 'ne Frau verschwunden.«

Die Zorki! Auf dem Nachtschrank fehlt die Kamera! Mein Blick fliegt durch den Raum. Auf dem Fußboden, auf dem Schreibtisch, auf dem Bett, nirgends ist sie zu sehen, und ich ahne schon, daß sie wirklich verloren ist: wie ein Kind, das man im Delirium an einer Straßenbahnhaltestelle oder auf einem Sofa in einem Hinterzimmer vergessen hat, und am nächsten Morgen erwacht man ohne jede Ahnung, wo es ist, aber in der Gewißheit, daß man es verloren hat, vergessen, verlassen.

»Und?«

»Wo ist sie?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Meine Kamera, verdammt, nicht die Frau!«

Sie hat mich mein Leben lang begleitet. War mir niemals, wie man es gelegentlich von gewissen Figuranten künstlerischer Fotografie in Anspielung auf eine magische Kraft zu hören bekommt, das dritte Auge, war mir vielmehr das halbe Leben lang mein einziges Auge, durch das ich die Welt vor allem geschützt wahrnehmen konnte. Das ist mir von Anfang an deutlich gewesen, schon zu den Zeiten der Fotografischen Gesellschaft, mit der ich als Halbwüchsiger durch die Stadt und über Land gezogen war, um Wirklichkeit in der Kamera einzufangen. Es war die Epoche, zu der ich versuchte, die Furcht und die Haltlosigkeit hinwegzufotografieren, es entstanden Bilder, die man in meiner Umgebung gütigst als dokumentarisch begriff, tatsächlich aber waren es vergebliche Versuche, die unberechenbare Kraft der Realität im Labor zu zähmen, sie in Abbildungen gefangen zu nehmen, um ihr nicht ausgesetzt zu sein. Aber so, sagt Gouda, funktioniert alle Kunst.

Nun aber scheint das Auge verloren. Ich suche an der Garderobe, im Badezimmer, auf dem Schreibtisch und unter dem Bett.

»Sie ist nicht da, Gouda.«

»Wäre sie denn unersetzlich?«

»Das weißt du.«

Es scheint sich alles schließen zu wollen.

Es war an meinem zehnten Geburtstag. Onkel Ari humpelte an die Werkbank, zog eine Schublade auf und holte einen zerdrückten, abgegriffenen Karton hervor, auf dessen Deckel ein kyrillischer Schriftzug verwitterte. Brauche ich nicht mehr, brummte er. Der Karton, den er im Rucksack getragen hatte, als er von Russland dahin zurückgehumpelt war, wo er seine Heimat vermutet hatte, enthielt eine Kamera, die dazu bestimmt war, mein Zyklopenauge zu sein. Ein Brot hatte er dafür gegeben und gehofft, er würde die Kraft besitzen, Bilder zu machen, die seinem Leben Sinn einschreiben, ihm wenigstens eine Chronologie erschaffen könnten.

Am Ende aber hatte er nicht mehr als ein einziges Foto gemacht.

Die Kamera ist eine *Zorki*, ein Plagiat von unverschämter Perfektion, der Nachbau der *Leica-2*, die sich die Russen sehr genau angeschaut haben, um sie genial zu kopieren. Es lag noch ein Film drin. Ich zog Onkel Ari ins Freie, stellte ihn neben einen Apfelbaum, nahm ein Stück des Bahndamms, ein Fenster der Werkstatt und ein Teil des bewölkten Himmels mit in den Sucher und machte so mein erstes Foto. Darauf stand er dann mit einem

griesgrämigen Grinsen, die kräftigen Arme vor der Brust verschränkt, und mit der Metallprothese, seinem Eisenbein, das er immer bei der Arbeit anlegte, sah er aus wie ein alter Piratenkapitän, den man vor einem halben Leben auf einer einsamen Insel ausgesetzt hatte. Der verlorene Blick fand sich auch auf dem einzigen Foto, das er aus Russland mitgebracht hatte. Eine junge Frau in einem Kittel und mit einem Kopftuch steht in der Tür ihrer armseligen Behausung, ein Brot im Arm wie ein Kind, das Lächeln ohne jegliche Hoffnung.

»Ja, ich weiß. Wer mehr als eine Kamera hat, kann nicht fotografieren.« Gouda öffnet die Tür, tritt ins Freie und fühlt mit der Hand nach den Schneeflocken, die vereinzelt aus dem dunklen Himmel ins Licht getrieben kommen.

»Ist wie mit Frauen«, lacht er und kommt wieder rein.

Ari hätte in Russland bleiben sollen, hätte mit der blonden Bäuerin das Brot, die Bilder und die kargen Reste des Lebens teilen sollen, die Resignation und die verkümmerte Lust.

»Wie geht es Marijke?«

»Frau de Geest?« Er kramt jetzt vor dem Bett mit Kleidungsstücken, die mit Sicherheit zu meiner Garderobe zu rechnen sind. Vielleicht ist es nur ein Freundschaftsdienst, und er hofft, unter dem Klamottenhaufen die Kamera zu finden. Ich kann mich indes des Eindrucks nicht erwehren, daß er schon wieder versucht, seine Ordnung in mein Leben zu bringen. Bevor er die Hose meines Leinenanzugs zusammenlegt, zieht er ihr den Reißverschluß zu. Mir ist das irgendwie zu intim, vor allem, weil da was die Hosentasche ausbeult.

»Reißverschlüsse«, sage ich, strecke die Hand nach der Hose aus und werfe sie aufs Bett. »Vermutlich hat er gedacht, wer Flitsch heißt, sollte Reißverschlüsse herstellen.«

»Wer?«

»Der Mann, dessen Frau verschwunden ist, stellt Reißverschlüsse her.«

»Und heißt wie?«

»Flitsch.«

»Flitsch. Ein guter Name für einen Reißverschluß.«

»Nur für einen geölten.«

Gouda nimmt auf der Bettkante Platz und greift sich wieder den Nabokov.

»Und da ruft dein Bonsai-Chef dich an?« fragt er.

»Sie sind, wie es scheint, Herzensbrüder«, sage ich, schließe die Balkontür und sehe mich im Zimmer um. Es gibt eigentlich keinen vernünftigen Fleck mehr, wo die Zorki sein könnte. Selbst ein unvernünftiger fällt mir nicht ein und dennoch suche ich in allen Schränken und Schubkästen. »Flitsch ist eine kleine lokale Größe. Er besitzt eine Fabrik für Reißverschlüsse, Einfluß und eine Frau, die er heute morgen offenbar nicht mehr besitzt. Sie ist in der Frühe unversehens verschwunden. Mit ihrer Tochter. Die Sache scheint kein Spaß zu sein, aber auch kein Fall für die Polizei, erst recht nichts für die Öffentlichkeit. Also ruft er seinen Intimus an, den Chefredakteur der örtlichen Zeitung, schildert den Fall, bittet um Diskretion und Recherche. Der Intimus will seinen besten Mann schicken, den letzten Arsch der Redaktion, Carl Leibnitz, Fotograf. Der aber liegt verstorben im Bett, und der Kelch wäre längst an ihm vorüber, wenn nicht sein Gefährte naßforsch zum Hörer gegriffen und damit eine feine Verbindung geknüpft hätte. Danke schön!«

Der Gefährte blättert im Nabokov.

»Du hängst mit drin, Gouda. Oder besser: ich hänge mit drin.«

Ich bin jetzt eigentlich fertig. Zumindest bin ich angezogen, stehe aufrecht und verspüre einen veritablen Hunger, weniger nach Taten als nach frischen Brötchen. Aber ich kann so nicht aufbrechen. Nicht ohne meine Kamera.

»Wir sollen also die Frau eines Reißverschlußfabrikanten suchen?«

Er schlägt den Nabokov wieder zu. Es ist auf Anhieb keine literarische Verknüpfung zur entflohenen Gattin zu finden. Allenfalls eine billige Schmetterlings-Metapher.

»Wir sollen nur ein wenig recherchieren, unauffällig...«

Es darf verdammt noch mal alles verschwinden an diesem Morgen, mein Gedächtnis, die Frau eines Reißverschlußfabrikanten, vielleicht auch mein lieber Freund Willem van Duivendal dorthin, wo der niederländische Pfeffer wächst, aber um Gottes Willen nie und niemals meine gute alte Zorki, das Meisterwerk sozialistischer Imitationskunst, die ja im engeren Sinn keine Fälschung ist, eher eine epigonale Verehrung kapitalistischer Talente.

Der Benz! Ich weiß nicht, wie ich jetzt auf den Wagen komme, aber er ist ein Teil meines Daseins, wenigstens des geographischen, sozusagen eine fahrbare Dependance meines Ordnungsprinzips, gewissermaßen ein mobiles System für alle denkbaren Formen von Anwesenheit. Wenn ich also am Vortag bei den Lenethuns Fotos geschossen und mir anschließend irgendwo das Gehirn ertränkt habe, gibt es einmal die gute Möglichkeit, daß die Kamera auf dem Sitz des Daimlers liegt und der Junkie, der im Morgengrauen wie ein vergifteter Kater herbeigestrichen ist, hat die Zorki für eine Spielzeugkamera gehalten. Und es gibt die schlechte Möglichkeit, daß ich sie dort vergessen habe, wo auch mein Gedächtnis liegen muß, in einem Putzeimer, in dem es nach kalter Asche und Erbrochenem riecht.

»Gouda, wir müssen mein Auto finden. Und die Frau ohne Pessar.«

Das Hochhaus steht jenseits der alten Stadtbefestigung wie ein fürchterliches Insekt, das mit seinen Facettenaugen in die Altstadt glotzt. Es besitzt eine maximale Wohnfläche auf minimalem Grund, eine hierarchische Ordnung des Blicks auf die Schönheit der Altstadt, den sozialistischen Schnitt der Grundrisse und eine integrierte biblische Gerechtigkeit, denn bei Feuer werden die Unteren die ersten, die Oberen die letzten sein, welche sich retten können. Die Tiefgarage unter dem Mikrokosmos ist ein lichtloses Zwischenreich, eine beklommene Nachtwelt, durch die wehrlose Frauen huschen, ein Gegenkosmos, in dem es keine rechte Atemluft gibt, keinen Namen. Aber sie ist auch die Krypta, in der die Bewohner des Reiches ihre Schätze wahren und pflegen.

Das Kreischen, mit dem sich der Lift öffnet, ist mir ein weiteres Stück Erinnerung. Es ist das Tor, das sich dereinst für die Bewohner dieses Hauses in der Hölle öffnen wird, ein Stück blankgelebtes Metall von prosaischer Häßlichkeit, auf dem Inschriften zynisch das Leben verdammen, ohne die Verdammnis zu kennen. Das Schattenreich wird eine solche Tiefgarage sein. Dort wird es keine Finsternis geben und kein Höllenfeuer wird brennen, lediglich das Neonlicht ewiger Ahnungslosigkeit. Die apokalyptischen Qualen sind nur humaner Phantasie entsprungen, denn die übelste Tortur wird die Langeweile sein, und ihre Vollendung findet sie in Gesellschaft. So werden ab dem Jüngsten Tage die größten Sünder dazu verdammt sein, dort unten ihre Autos zu polieren bis in alle Ewigkeit.

Einer ist schon da. Ein älterer Mann kniet im grellen Licht einer Handleuchte vor seinem Wagen und drückt eben Creme auf eine Radkappe. Gouda bleibt an seiner Seite stehen.

»Welches Mittel benutzen Sie für Chrom?«

Der Mann reicht ihm die Tube. Gouda studiert sie wie ein Vater die Pickelcreme seines Sohnes.

»Wie oft polieren Sie?« fragt er.

»Immer am Samstag.«

»Und im Winter?«

»Auch so«, sagt der Mann und wischt sich die Hände an einem Lappen sauber. »Aber im Winter fahre ich nicht.«

»Vernünftig.« Gouda gibt ihm die Tube zurück. »Im Winter ionisiere ich. Dauert zwei Stunden, lohnt sich aber.«

»Ioni...«

»Salzluft«, erklärt Gouda. »Ist das Aggressivste, was es gibt. Fängt sich gern in solchen Räumen. Die Fahrzeuge tragen das Salzgemisch herein. Es tropft ab, trocknet weg, und der zugige Wind verteilt es gerecht.« Mit ernster Miene schaut er sich um. »Ist so wie Passivrauchen.«

»Und wie...?«

»Ionisieren. Aufladen. Das heißt, die Außenhaut mit einer Ladung versehen, von der die Salzkristalle abgestoßen werden, verstehen Sie?«

Mit der Pickelcreme und dem Lappen in Händen, den Rücken krummgearbeitet von den zahllosen Polituren, steht der Verdammte in der Frühe des Heiligen Abend vor seinem Wagen und macht große Augen.

»Normal abwedeln«, sagt Gouda in kameradschaftlichem Ton. »Trockenreiben. Oder mit einer Spur Alkohol, wie Sie's eben machen.«

Der Mann nickt.

»Dann füllen Sie einen Eimer halb mit Wasser, legen einen statischen Magneten hinein und ein Tuch dazu, hundert Prozent Wolle. Am besten über Nacht stehen lassen. Am nächsten Tag mit dem feuchten Tuch den Wagen ionisieren, unbedingt von oben nach unten und in konzentrischen Kreisen. Wie eine Spirale um die Außenhaut.«

»Das funktioniert?«

»Alles Physik.«

»Und wie lange?«

»Eine Woche. Maximal.«

Der Verdammte schaut Gouda wie einen Erzengel an, der im Totenreich zu Besuch ist. Dann fällt ihm eine Sünde ein, die seiner Erlösung im Wege stehen könnte. »Ist aber Metallic«, sagt er und streicht liebevoll über den Lack seines Wagens.

»Kein Problem, nur 'nen Schuß Säure ins Wasser.«

»Säure?«

»Zitrone, Essig, egal...«

Es wird dem Mephistopheles einiges durcheinandergehen. Einigen Verdammten wird die Hölle das Paradies sein, einigen Gerechten wird in der ewigen Glückseligkeit der Gedanke kommen, ob sie nicht mal eben in die Tiefgarage abtauchen sollten, um nach ihrem Wagen zu sehen. Meiner wenigstens ist zum Teufel. Nirgends zu sehen. Und auf meinem Einstellplatz steht eine fremde Ente. Das kommt gelegentlich vor. Zweifellos ist es mein Platz, es mögen noch so viele Projektile durch meinen Schädel geschossen sein, dieser Ölfleck und die Nummer 2-024 besitzen einen ebenso festen Platz in meinem Stammhirn wie das Bild vom Benz an diesem Ort. Er wird in der Mühlenstraße stehen, vor dem Architekturbüro, in dem Alexandras Bruder arbeitet.

»Er steht in der Mühlenstraße, Gouda.«

Das ist so eine Art Ausweichparkplatz für die schnellen Geschäfte zwischendurch, oder wenn ich spät keine Lust mehr habe, den großen Bogen zu schlagen und in der zugigen Tiefgarage auf irgendwelche Gespenster zu treffen. Dann stelle ich meinen Benz bei den Architekten ab, gehe über die Brücke bei der Pernickelmühle nach Haus oder noch auf ein Glas in die Altstadt.

Obwohl ich die Ente gewiß niemals bewußt wahrgenommen habe, beschleicht mich doch ein diffuses Gefühl der Vertrautheit.

»Da ist ein unbestimmter Geruch, Gouda. Wäre ich ein Hund, würde ich wahrscheinlich längst vor lauter Erinnerung winseln.«

Die Beifahrertür ist nicht verschlossen. Und vor dem Sitz liegt mein Augapfel, die Zorki! Der Diamant meiner Erkenntnis, das Herzstück meiner Persönlichkeit liegt achtlos fallen gelassen und leichtfertig vergessen im Fußraum einer Ente zwischen Schokoladenpapier, Zigarettenschachteln und restlos ausgelesenen Zeitungen.

Ich nehme das verlorene Kind an mich. Tränenblind schaue ich durch sein Auge auf das Chaos, das in der Ente herrscht, und ich habe alles Recht der Welt, mich dort ungeniert umzusehen, wo meine sowjetische Leica diese unbegreifliche Nacht verbracht hat. Der Wagen ist eine fahrbare Mülltonne, aber in all dem Unrat findet sich nicht ein einziges Stück, an dem auch nur eine Spur von Erinnerung klebt. Irgendetwas allerdings erzeugt mir das fragwürdige Gefühl, der Wagen müßte einer weiblichen Person gehören.

»Sie ist hier«, sage ich, richte mich auf und nehme den Freund in den Sucher.

»Wer?«

»Mein Augenstern, mein Sehnerv, die Liebe meines Lebens.«

Ich drücke auf den Auslöser.

»Ergo«, sagt er, »bist du mit diesem Wagen heimgekommen.«

»Und jemand mit mir.«

Ich schaue mich um.

»Aber mit wem, Gouda?«

»Es deutet etwas auf eine Frau hin.«

»Was?«

»Der Lippenstift zum Beispiel.«

Tatsächlich, den habe ich auch gesehen. Im Gerümpel vor dem Beifahrersitz finde ich ihn, eine schwarzglänzende Kostbarkeit, und sein Farbton ist von einem finsternen Rot, das Kolorit für die Nacht und die erinnerungslose Tat.

»Mahagoni«, sagt Gouda.

Ein Tropenholz also. Es ist sicher und trocken in des Niederländers aufgeräumten Kopf aufbewahrt wie der Rest seines enzyklopädischen Wissens, seiner humanen Bildung. Mir ist überhaupt nicht klar, was ich mir wünschen will: solch eine Bibliothek im Schädel, in deren barocken Räumen die universelle Gesamtheit bewahrt und strukturiert ist, jedes Bild, jeder Gedanke und alle Zusammenhänge sortiert und verfügbar sind, oder doch lieber das Chaos nach dem Urknall, das unsortierte Universum, in dem die Dinge und ihre Bilder nur den eigenen Kräften gehorchen auf der Flucht aus ihrem Ursprung. Es ist mir dennoch deutlich, daß unsere Weltentwürfe keineswegs die kosmische Distanz zueinander besitzen, die sie vorgeben mögen, denn da ist ein Finger, der sich in meinen Oberschenkel brennt und mich gleichermaßen anrührt und geniert. Nur ist seine Farbe eher ein Vogelbeerrot.

»Gibt's das auch als Nagellack?«

»Gewiß.«

»Und wo ist sie jetzt, die mahagonifarbene Frau?«

Gouda antwortet mit einem Achselzucken. Ich stecke den Lippenstift ein. Er gehört jetzt zu meiner Sammlung weiblicher Accessoires.

»Kann das sein, daß da jemand heute morgen mit mahagonifarbenen Lippen in meinem Bett lag, und ich habe es nur nicht bemerkt?«

Ich werfe die Tür der Ente zu und nehme meinen Freund am Arm.

»Wir müssen Ordnung schaffen, Gouda!«

Weder mahagonifarbene Lippen noch vogelbeerrote Nägel finden sich in meinem Bett, keinerlei weibliche Accessoires, lediglich der strenge Geruch eines Raubtieres und unter dem Kopfkissen ein großformatiger Prospekt, der in malvenfarbigen Lettern den Titel trägt: *Fortschritt reflektiert Tradition*.

Es geht um einen Wasserkessel, ein exaltes, edelstählernes Designerexemplar, das allenthalben in Versatzstücke von Landschaften transplantiert ist, in denen es zu nichts anderem nütze sein kann, als seiner kalten Eitelkeit Genüge zu tun.

Der Kessel steckt in einer Fuhre Wüste wie ein Förmchen in einem Sandkasten, blinkt überheblich aus einem Haufen Schrott hervor oder wird von einer Frauenhand gehalten, von einer Männerhand mit einem brennenden Streichholz erhitzt. Fortschritt reflektiert Tradition. Die Botschaft ist augenscheinlich: solch ein Pott soll auch für denjenigen ein Gewinn sein, der zum Beispiel keinen Tropfen Wasser besitzt. Lächerlich, denke ich, die Abbildung der Metapher eines Bürfnisses, die übersteigerte Künstlichkeit eines Bildes scheint der erfolgversprechendste Zugriff auf das Herz desjenigen, der ein Bedürfnis dieser Art überhaupt nicht besitzt. Ich verstehe nicht recht, was ich da denke, nur ist mir, als wären diese Fotos von mir.

Auf einem Bild kommt ein Mann mit nacktem Oberkörper verdreht und verschwitzt aus einer Feuerwand geschlendert, in seiner Hand baumelt dieser Wasserkessel, und auf der gegenüberliegenden Seite wird der Blödsinn in Malvenschrift erklärt: »Coquinari – das Stück Lebensart für das zeitlose Spiel mit der Hitze.«

Es gibt ein saches Knacken in meinem Kopf.

Eine Frau ist offensichtlich unbekleidet in Berge und Täler seidener Wäsche verstrickt, bei ihr steht der Kessel, und sie berührt seine Tülle mit dürstenden Lippen: »Coquinari – das Gefäß für das älteste Verlangen der Welt.«

»Gouda!«

Ich gebe ihm den Prospekt und trete an das Fenster. Es wird eben Tag. Das erste Licht kriecht matt auf den Vierungsturm des Doms. Ein ungewöhnlicher Friede liegt über der Stadt, die Starre eines Staatstrauertages, der tiefe Schlaf einer lichten Nacht oder die Einsamkeit der frühen Stunde, zu der die Menschen geboren werden und sterben. Es ist plötzlich keine Wolke mehr da, und der Schnee ist mit dem Tageslicht verschwunden. Ein Mann steht in der Mitte der Allee, wirft einen schwachen Schatten mit den Bäumen und schaut auf den Fluß. Es ist so still wie noch nie, und in meinem Kopf herrscht ein unglaublicher Lärm.

Coquinari.

Das ist eine Frau. Und Haferstein, vor allem Haferstein, die alte Ratte, wie er in der Tür zu seinem Büro lehnt, mit dem Champagnertropfen in der spielerischen Hand die pure Muße, als würde er nicht Tag für Tag hundertmal aufgeladen oder empört, distanziert oder gelangweilt durch diese Maueröffnung rasen, nur um der Belegschaft den Verstand zu rauben - und alle Menschlichkeit, die er wieder einmal so perfekt vortäuscht, an die Stahlzarge geschmiegt, mit gewundenen Worthülsen einem fremden Fräulein zu Ehren steht der Mistkerl in seiner Bürotür und spielt das intellektuelle Charakterwesen. Keine theatralische Mühe hat er gescheut, der Praktikantin zu verdeutlichen, daß es jemand schaffen kann, in solch einem irrwitzigen Business ein lebenswerter, kleiner Junge zu bleiben, ein vorwitziger Strolch, dem man schon mal arg böse sein kann, aber am Ende findet sich immer eine schmale Frauenhand, die dem lebenswerten Piraten das zauselige Haar glattstreicht. Es gibt auf dem Planeten keinen Menschen, der so ausschließlich über sich selbst spricht wie Haferstein. In der Nacht wird er der Praktikantin eine einzigartige Lust anschwadroniert haben, und sie hat gewiß, wenn sie etwas begriffen hat, aufrichtig gestöhnt unter der Last seiner besinnungslos erregten Selbstgefälligkeit.

Sollte ich je einen Menschen umbringen, dann diesen – und zwar heiteren Sinnes.

Ausgerechnet Haferstein weist mir den Weg in mein Gedächtnis zurück. Ich schaue aus dem Fenster. Da steht noch immer der Mann in der Mitte der Allee, wirft den Schatten mit

den Bäumen und schaut auf den Fluß. Geh nur weiter, denke ich. Er dreht sich mit einem Blick über die Türme der Stadt und schlendert in Richtung Pernickelmühle davon.

Haferstein hat damals das Projekt mit den Wasserkesseln als die absolute Gelegenheit apostrophiert, die jedes Unternehmen nur ein einziges Mal bekomme, hat so eine Art Naturgesetz der singulären Chance entworfen, hat uns einen Strick um den Hals geredet und ist sich nicht zu blöd gewesen, denen, die mit ihm den neuen Kontinent entdecken wollten, die ganze Welt zu versprechen. Das gestern war also die schale Präsentation in den Räumen der Agentur, nichts als ekelhaftes Schwadronieren, Champagnerschlürfen und Begattungsrituale.

Dabei hat er den Erfolg der Kampagne einzig dieser Frau zu verdanken, deren Name mir nicht einfallen will. Die Erfinder des Wasserkessels waren komplett aus dem Häuschen, allein der Name des Topfes, Coquinari, ein Feuerwerk an Assoziationen: italienisches Design, lautierende Kochgerätschaften, die Potenz des Hahns, und der Wohlklang, allein die exotische Euphonie dieses Namens müßte ihn zum Boiler schlechthin erheben. Und die Lebensart, die Erotik und das älteste Verlangen, dieser semantische Schmierkäse hat die Kesselschmiede sich endgültig in ihren Coquinari verknallen lassen. Die Konzeption ist nur so rübergerauscht, Haferstein hat nicht einmal mit den Rattenaugen geplinkert, als diese Frau darauf bestanden hat, daß ich die Fotos mache. Ausgerechnet ich. Es ist ein frostiges Ding, aber die Lust dabei war der Gedanke, Haferstein könnte nun für ewig dankbar sein müssen. Obwohl das einer können muß. Haferstein kann es absolut nicht, der zeigt ein klinisches Lächeln, speit ein paar Bedeutungspillen aus, und am Ende bleibt er der famose Herrscher der Ideen: jus primae cogitationis.

Ich hatte diese Frau nur ein einziges Mal gesehen. Fotografieren Sie eiskalte Metaphern für einen Heißwasserbereiter, hatte sie gesagt, ein absolut steriles Ambiente, Lichtjahre entfernt von jeder Kaffeeklatschgemütlichkeit. Allein der Besitz einer solchen Amphore muß die Zielgruppe so ultimativ befriedigen, daß niemand auf die Idee kommt, sich mit dem Ding einen Tee zu machen.

Es waren ihre Fotos. Es war, was sie verlangt hatte. Und gestern Abend hatte sie mich darauf angesprochen. Ist bei Haferstein nicht in festen Händen, die Gedanken sind frei, sagt sie lachend. Ein großgewachsenes Mädchen, denke ich. Dabei eisenhart und einen Kopf wie eine Jahrhundertlyrikerin, hat in ihrer Karriere für einen Sack voll Marktführer getextet, jedes Genre, jedes Produkt. Als ich sie frage, wie sie auf Coquinari kommt, auf die wohlklingende Verknüpfung zwischen italienischem Design, Kochklängen und der Hitze des Hahns, da lacht sie wieder so mädchenhaft und sagt, pures Handwerk – das meiste aus dem lateinischen Wörterbuch geklaut. Dreht sich, tritt an den Schreibtisch, auf dem der Coquinari-Prospekt liegt, schlägt ihn irgendwo auf und seziert graziös die Fotos. Woher das Spiegelwunder, daß sich die Zündholzflamme nicht wiederfinde in des Kessels blanker Haut. Kunstlicht. Der verchromte Rückspiegel aus den Schrottklumpen konkurriere auf distanzlose Weise mit des Wasserkessels Leib. Fehlt behutsame Patina. Woher das Wetterwunder der Wolken über der Sahara.

Die gibt es, sage ich.

Aber nicht in der Vorstellung unserer Klientel.

Ihr Geheimnis scheint ein unerschütterliches Bild von der richtigen Welt zu sein. Zudem scheint sie frei von jedem Zweifel.

Und warum haben Sie die Fotos dennoch genommen? frage ich.

Sie gefallen mir.

Die Fotos?

Ihre Sachlichkeit.

Es war ja eine Auftragsarbeit, erwidere ich matt.

Sie schüttelt den Kopf.

Auf dem Nachtschrank steht die Zorki. Für einen Atemzug erkenne ich ihre hexenroten Haare, die sich in den Sucher schwingen und sehr langsam ihr Lächeln verdecken wie ein Schwall schweren Bluts. In der Kamera steckt eine Fotografie von ihr.

Und ihr Name beginnt mit dem Buchstaben E.

Sie ist viel in Bewegung, tänzelt mit dem Weinglas zwischen Daumen und Ringfinger um die Schreibtische herum, kommentiert die halbfertig drapierten Arbeiten, ist mit ihren Augen überall und besitzt gleichwohl eine ungeheuerliche Ruhe des Blicks. Schon als ich sie für diesen einen Moment im Sucher der Kamera eingefangen habe, wie sie sich über Hafersteins abscheuliche Zeichnungen beugt, das fuchsrote Haar mit dem Zeigefinger zurückstreicht, ohne auch nur einen Tropfen Wein zu verschütten, amüsiert über des art-directors einfältige Selbstentblödung in konspirativem Schalk das Wort »Kritzelei« buchstabiert, da sehe ich sie mit meinem Sucherblick so lebhaft, so ausbalanciert wie ein selbstvergessenes Kind - und habe mich schon in sie verguckt.

Es gibt Motive, die habe ich im Sekundenbruchteil des Belichtens aus dem Sucher auf meiner Netzhaut eingebrannt, in meinem Kopf gespeichert für alle Zeit, und es reicht ein Hauch von Zimt, ein einziges Wort in jener Selbstbelassenheit, nur die fließende Bewegung, mit der das Haar den ungeschützten Nacken freigibt, und ich habe das Bild wirklicher vor Augen als die dazugehörige Fotografie: zum Beispiel diese Frau in ihrer unverschämten Vitalität.

In gespielter Beiläufigkeit frage ich, warum sie darauf bestanden hat, daß gerade ich die Coquinaris fotografieren sollte. Sie vollführt eine Handbewegung über die verstreuten Abbilder der besseren Welt hinweg und vergißt ihr Lächeln. Das allein begreife ich als Kompliment. Ich habe die Fotos gesehen, sagt sie, die Sie in Sankt Petersburg gemacht haben.

Das aber hat doch nichts mit polierten Wasserkesseln gemein.

Die Bilder sind diesem Schriftsteller auf der Spur, entschlüsseln winzige Ausrisse aus der zaristischen Vergangenheit, tragen biographische Partikel zusammen, beabsichtigen nicht mehr als eine beiläufige Annäherung an die Poesie einer Kindheit. Das allein wäre schon zauberhaft.

Und?

Alle Bilder verraten überdies etwas anderes, erzählen in unvermuteten Marginalien fast ein Jahrhundert nach der Zeit des Dichters von der Kälte und der Plage der Gegenwart.

Wie das?

Sie wissen es.

Und die Wasserkessel?

Die spielen ebenso mit versteckten Botschaften.

Was für Botschaften?

Der Schrotthaufen ist des Kesselschmieds Dünkel.

Und?

Der erste Blick zeigt dem Betrachter ästhetische Perfektion, die Versöhnung von Natur und Technik, die Dreieinigkeit von Design, Funktionalität und Sinn. All der uralte Lack. Der zweite Blick entdeckt indes die ironischen Verweise. Der Kessel in der Wüste. Die Aussichtslosigkeit des Streichholzes.

Und?

Vielleicht gibt es einen dritten Blick. Den, der das Kalkül entdeckt.

Welches Kalkül?

Die wirkliche Absicht des Abbildes.

Ich schenke uns noch Wein ein und denke in jenem Moment, diese Frau ist wunderbar, sie ist mir auf einzigartige Weise über, der analytische Blick sowieso, der sichere Zugriff auf die Wirklichkeit der Welt und des Gewerbes, das sie verkauft. Aber eigentlich ist es ihr naives Lebensglück, das mich sprachlos macht.

Dann also, sage ich, nehmen Sie ihren Auftrag nicht wirklich ernst.

Doch, sehr. Die Klientel nimmt die spöttischen Verweise unbewußt auf und interpretiert sie als Selbstironie. Das macht das Produkt sympathisch.

Käme ich nicht drauf.

Doch, die Fotos sind so.

Meine Fotos?

Ja. Und sie sind nicht zufällig so.

Ich schaue sie an. Wenn sie ihren kleinen Finger nur ein winziges Stück streckte, wäre ich rettungslos verloren.

Es ist also meine Ironie?

Natürlich, sagt sie. Natürlich.

Meine unbewußte Ironie?

Sie hebt die Schultern und lächelt.

Was weiß ich?

Sie hat ja recht. Was kann sie davon wissen.

Aber ihre Auftraggeber, sage ich.

Sie lacht.

Es ist nicht mein Auftrag, meine Auftraggeber ernst zu nehmen.

Mit ihren Worten ist ein junger Mann nähergetreten, hat seinen Arm um ihre Schulter gelegt, ihr einen Kuß auf die Wange gegeben, und ihr etwas ins Ohr geflüstert. Er trägt eine schwarze Sonnenbrille und bewegt sich wie jemand, der in dieser halbschattigen Welt eine schwarze Sonnenbrille trägt. Es fehlt nur, daß er ihr die Bluse öffnet und mir auf ihrer Brust sein Brandzeichen zeigt.

Man sollte, will ich sagen, sich tatsächlich überlegen, wen man ernst nimmt, aber das, so denke ich mir, nimmt ihn wohl schon zu ernst. So nehme ich mein Glas und lasse sie allein.

Gestern Abend ist das gewesen. Die Erinnerung an diesem Morgen ist ein zäher Pfropf aus tropfsicherem Klebstoff. Ich trete wieder an das Fenster. Die Stadt ist die Stadt. Es geht kein Wind, und doch neigen sich die Bäume dem Fluß zu, der wie ein zerbrochener Spiegel in seinem Bett zu liegen scheint. Als ich aber genauer hinsehe, zieht das Wasser träge der Mühle zu wie noch stets.

Hinter dem Schatten des großen Fensters hockte die Nacht wie ein erschrockenes Tier mit lichtlosem Blick. Hatte schon eine ganze Weile die Agentur Haferstein im Sucher gehabt, Bilder aus der feinen Spielzeugwelt geschossen, Standfotos aus den Proben für das abertausendste Remake des wunderbaren Films »Wie betörend ach wir doch sind«.

Die Handbewegungen eines Kulturmenschen stehen in meinem Objektiv verdichtet wie barocke Stickerei, seine Worte durchkriechen den Raum wie Sumpfgas, da legt sich eine Hand auf meine Schulter, berührt mich eine Spur von Zimt. Es ist sie. Fragt nach dem Namen des Dichters aus Sankt Petersburg.

Nabokov. Vladimir Nabokov.

Ja.

Gegen alle Erwartungen werden die Motive gefügig, die Eitelkeit der Vernissage gefriert zu obszönen Posen, in die ich einen Hagel Blitze fahren lasse, die Protagonisten jedoch wissen amüsiert von der Kälte des Lichts. Derweil ich sie abfotografiere wie einen vom Gift der Selbstliebe betäubten Schmetterlingsschwarm, sage ich, das tollste an Nabokov ist, es gibt keinen wirklichen Unterschied zwischen seinem Leben und seiner Biographie. Er hat als Kind einen Roman betreten, einen Petersburger Roman, und er hat ihn eben zu Ende gelebt.

Ist es irgend anders?

Ich nehme die Kamera vom Auge.

Ja. Wenn Haferstein in seiner Agentur ein Fest gibt, dann ist das nichts als Vegetation, eine erzählerische Leerzeile.

Haferstein lebt seinen eigenen Roman.

Eher eine Kriegsberichterstattung.

Sie lächelt wieder. Ihre Finger auf meiner Schulter sind in gelinder Bewegung. Haferstein bei seinen Bildern flüstert dem Typen mit der Sonnenbrille was. Es sieht aus, als leckte er ihm das Ohr sauber.

Jeder aber, sagt sie, lebt nicht nur seinen Roman. Jeder schreibt auch sein Leben.

Ja, und es gibt einen Unterschied zwischen Beschreibung und Poesie.

Den gibt es.

Ich schaue sie an. Sie schaut zurück. Grüne Augen hat sie.

»Ein Wasserkessel also.« Er wirft den Prospekt auf das Bett, gibt mir einen Klaps auf die Schulter und flüstert: »Coquinari, das Gefäß für das älteste Verlangen der Welt.«

Während ich ihm Hafersteins Agentur erkläre, die Arbeit mit der Texterin, von der ich lediglich weiß, daß sie grüne Augen besitzt, hexenrotes Haar, und daß ihr Vorname mit einem »E« beginnt, denke ich, eine solche Nähe, eine solch stupende Befriedigung der Eitelkeit bleibt auch in einem zerschossenen Hirn kleben: mein Kopf ist ein lächerlicher Wasserkessel.

»Hat sie dich gebracht?«

Ich weiß es wirklich nicht.

»Mit der Ente?«

Kann sein. Ich schaue zum hundertsten Male auf den Fluß. Rote Haare hat sie, das weiß ich genau. Mir kommt es so vor, daß sich alles wiederholt. Ich sehe den Spaziergänger aus der Allee zum dritten Mal. Er steht unschlüssig im Schatten der Mühle. Komm doch zurück, denke ich. Er setzt sich in Bewegung, ist rasch über die Brücke und am Kloster in der Mühlenstraße verschwunden. Die Stadt scheint noch immer paralysiert.

»Kann sein.«

Das Loch im Kopf wird kleiner.

»In der Agentur hab ich ein paar Gläschen Champagner geschlürft, aber ich sehe mich noch die Stahltreppe hinabstolpern. Haferstein residiert in einer alten Seilerei und ist seit Jahr und Tag mittels eines grauenhaften Eau de Toilette bemüht, den Geruch nach Hanf aus dem Atelier zu vertreiben. Der gibt, wie er sagt, den Arbeiten eine bäuerliche Aura. Und die sei tödlich für das Geschäft. Darüber haben wir gesprochen, als wir ins Freie traten. Das abrupte Nachlassen des Hanfgeruchs und die tödlichen Gefahren für ein Geschäft, das wie kaum ein anderes virtuell sei. Über Virtualität ging es dann eine ganze Zeit. Und der Punkt, hat jemand gesagt, wo er die Wirklichkeit berührt, ist der Schaltertresen seiner Bank, auf

den er sich sein Geld hinzählen läßt. Haferstein selbst war natürlich nicht dabei, der kann über alles lachen, nur nicht über sich selbst. Aber sie war da, und ich erinnere mich des unangenehmen Gefühls, sie könnte den kleinen Kaiser der Kreativität in Schutz nehmen, als sie sagte, so ziemlich das erste virtuelle Ding der Menschheitsgeschichte sei schließlich das Geld gewesen.«

Das Loch im Kopf ist noch groß genug. Ich sehe sie unter dem Vordach der Seilerei stehen, wie sie das Gespräch mit jemandem unterbricht, den Kopf in meine Richtung dreht und etwas sagt, nur ein paar Worte.

Die aber müssen alles, was folgte, weggebrannt haben.

»Woher kennst du diesen Haferstein?«

»Von diversen Fotogeschäften.«

»Und sie?«

»Ich kenne sie nicht.«

»Und warum steht ihre Ente noch da?«

»Wenn es ihre Ente ist.«

Es ist ein neues Zeitalter angebrochen. Die Vergangenheit hat jedes Recht verwirkt, in der Gegenwart Einfluß zu nehmen, und wenn mir nicht allein der Gedanke an Alkohol ein glühendes Gedenken an Übelkeit erzeugte, träte ich womöglich an den Kühlschrank, um mir eine erbarmungslose Portion Lebenswasser zu verabreichen, um die Pflänzchen der Erinnerung auf der Stelle zu ersäufen. Wie eine verräterische Spur liegt noch immer der zerknitterte Leinenanzug auf dem Bett. Als ich ihn zusammennehme, springt mir in seiner Mitte eine Erhebung entgegen. Ich greife in die Hosentasche und ziehe einen Bierdeckel hervor, der in der Mitte geknickt ist. Auf seinem Rand steht *Brügge 1000* geschrieben.

»Brügge eintausend«, lese ich.

Gouda schaut mir über die Schulter.

»Es ist eine Frauenhandschrift.«

»Was soll das bedeuten? Kenne keinen Brügge! Nur die belgische Hauptstadt.«

»Die heißt Brüssel.«

Es steht nicht ein Gran Ironie in seinem Blick.

»Manchmal«, sage ich, stecke den Bierdeckel in die Tasche meiner Lederjacke, ziehe ihn wieder hervor und betrachte die Schrift. Sie ist rund und sicher, eine ausgeschriebene Hand, die auf den apollinischen Charakter einer Werbetexterin zu verweisen scheint, aber außerdem, beispielsweise in den kühnen Unterlängen des doppelten »G«, auf ein Naturell, das ich eher der Kollegin Venus zurechnen mag. Ich stecke den Deckel nun endgültig ein. Zweifellos komplettiert sich meine Sammlung weiblicher Versatzstücke an diesem Morgen auf hurtige Weise.

»Manchmal?«

»Manchmal ist ein universelles Wissen so nützlich wie ein Pessar auf der Spiegelablage eines Badezimmers.«

»Die belgische Stadt«, sagt er.

»Was bedeutet die Zahl?« frage ich. »Tausend Euro?«

»Holen oder bringen?«

Bisweilen ist es schier unmöglich, mit ihm einen halbwegs vernünftigen Dialog zustande zu bringen. Entweder ist ihm seine Bildung wie ein Monolith im Weg oder sein Schalk wie ein Zirkusäffchen, das auf seiner Schulter tanzt.

Der Wecker zeigt bald neun Uhr. Ich beschließe, den neuen Tag nicht vollkommen an die verlorene Nacht zu verschenken, wünsche mich mit der holländischen Gouvernante auf einen Schlitten, mit dem wir juchzend das Sauerland durchmessen, und weil ich von ihm weiß, auch die weiteste Reise beginnt mit einem einzigen Schritt, schlage ich vor, in der Mühlenstraße nach dem Benz zu suchen, um mit seiner Hilfe die entlaufene Gattin des Reißverschlußfabrikanten zu finden.

Auf der Brücke bei der Pernickelmühle hole ich den Bierdeckel hervor und schaue mir abermals die kryptische Botschaft an. Es ist ein Name, ein Eigenname. Und bei der Zahl muß es sich um eine Summe handeln: vielleicht ein Honorar, vielleicht ein Preis. Aber wofür? Ob der Name der Texterin Brügge ist, wird sich problemlos feststellen lassen. Eventuell gibt es noch andere Gründe, dem Hafersteinschen Imperium am Heiligabend einen Besuch abzustatten.

Da kommt ein Windstoß über den Fluß, reißt mir den Deckel aus den Fingern und trägt ihn in elegantem Bogen über das Brückengeländer und auf die Rückseite des Wehrs.

»Niemand fällt zweimal in denselben Fluß«, sage ich mit einem Frösteln in der Stimme, schwinde mich auf das Wehr, rutsche die moosbewachsene Schräge bis auf den ersten Stützfeiler hinab und recke mich nach dem Deckel, der sich an einem Bolzen verfangen hat. Für etliche Sekunden geschieht nichts. Meine Hand schwebt am äußersten Ende der Balance über dem Deckel, der Wind lauert hinter der Brücke und das Stück Pappe zittert vor Angst. Mein Mittelfinger setzt die Zeit schließlich wieder in Gang. Indem er den Filz berührt, gibt er ihm die Freiheit, die er in der schäumenden Woge findet, die aus dem Wehr in die Tiefe stürzt. Brügge eintausend. Ich schaue eine Weile auf das Wasser. Die Botschaft ist ertrunken.

Gouda hilft mir zurück.

»Warum bringst du dich fast um?« fragt er. »Weißt doch, was draufsteht.«

»Die Schrift«, sage ich, »wegen der Schrift.«

Er schüttelt sein enzyklopädisches Haupt.

In der Mühlenstraße steht kein Benz. Er steht wohl irgendwo in der Stadt, vermutlich dort, wo in der vergangenen Nacht die Ente mit mir abgefahren ist. So nehmen wir fürs erste das Gefährt meines Freundes.